

# DIE ZEIT

31/2003

## Ein Land im Dunkeln

**In Kambodscha kann man lernen, was „nation-building“ bedeutet. Elf Jahre sind die Vereinten Nationen und andere Helfer im Land. Ein Ende ist nicht abzusehen**

*Von Christian Tenbrock*

Wer abends aus Vietnam oder Thailand nach Kambodscha kommt, aus der gleißenden Boom-Stadt Saigon oder der ausufernden Metropole Bangkok, der fliegt ins Dunkel, in ein Land fast ohne Licht. Unten, am Boden, tanzen hier und da ein paar helle Flecken.

Sonst herrscht Düsternis. Selbst Phnom Penh, der Hauptstadt, fehlt das Licht. Am Monivong- oder am Sihanouk-Boulevard stehen Lampen, am Sisowath-Kai drängt es aus teuren Bars und Restaurants. Aber in den Seitenstraßen bleibt es auch in Phnom Penh finster.

Wie in Schwarzafrika, urteilen Entwicklungshelfer über die Dunkelheit Kambodschas. Wie in Schwarzafrika, sagen die Experten auch beim Blick auf die Statistik. Eingeklemmt zwischen den Wirtschaftswundernationen Thailand und Vietnam, ist Kambodscha eines der ärmsten Länder Asiens. Auf dem Entwicklungsindex der UN steht es auf Rang 130, 175 Staaten sind insgesamt verzeichnet.

Dabei hat Kambodscha seit 1992 so viel Hilfe erhalten wie kaum eine andere arme Nation der Erde. Über eine halbe Milliarde Dollar jedes Jahr. Dazu sind Tausende Helfer aus dem reichen Ausland in seine Städte und Dörfer geströmt. Wahrscheinlich gibt es, bezogen auf die Bevölkerung, nirgendwo sonst so viele Menschen, die Gutes tun wollen wie in diesem Land.

Was sie in Afghanistan erst seit kurzem probieren, versuchen die Vereinten Nationen und andere Entwicklungsorganisationen in Kambodscha seit elf Jahren: einen zerstörten Staat wieder zum Leben zu erwecken. *Nation-building heißt das, und wirklich weit sind sie bislang nicht gekommen. Einerseits.*

Andererseits kann sich Kambodscha heute anders als noch vor fünf Jahren selbst ernähren, wird es am Sonntag die dritten Parlamentswahlen geben – in einem Land, das 30 Jahre Bürgerkrieg hinter sich hat und in dem erst seit 1998 wirklicher Friede herrscht.

In Kambodscha ragt die Vergangenheit in die Gegenwart und behindert die Zukunft. In einem solchen Land lässt sich eine Nation nicht in elf Jahren bauen. Das ist die Lehre, die Kambodscha für Afghanistan bereithält – und vielleicht auch für den Irak.

Doktor Math redet nicht viel über die Vergangenheit. Am Steuer seines Pick-up, auf dem Weg von Kampot im Süden auf der Nationalstraße 3 nach Phnom Penh, redet er über die Gegenwart. Über die inzwischen so viel bessere Straße, über die Häuser und Hütten, die mit Wellblech oder Ziegeln gedeckt sind, nicht mehr mit Stroh. Das Land komme voran,

findet Math. Selbst die Bauern würden reicher.

Aber auch ihn holt die Vergangenheit ein, jedes Mal auf dem Weg nach Phnom Penh. 20 Kilometer von Kampot entfernt, deutet Math nach rechts. Dort, hinter dem Reisfeld, habe er „die Zeit damals“ verbracht. Die drei Jahre, acht Monate und zwanzig Tage, die Zeit, in der man „die Augen verschloss, die Ohren zuhielt, den Mund nicht öffnete“.

Math Bun Than ist Doktor der Medizin und Leiter einer Pfleger- und Hebammenschule in Kampot. Damals, 1975, war er selbst Pfleger in einem Hospital in Phnom Penh. Als die maoistischen Roten Khmer die Hauptstadt eroberten und ihre zwei Millionen Einwohner zur Umsiedlung aufs Land zwangen, marschierte auch er, 15 Tage lang, bis in den kleinen Ort nördlich von Kampot. Und während die Roten Khmer und ihr „Bruder Nummer eins“, Pol Pot, versuchten, dem Land mit Terror und Mord einen steinzeitlichen Agrarkommunismus zu verpassen, lenkte er Ochsenkarren, baute Deiche, überlebte.

Nicht sein ältester und nicht sein jüngster Bruder, auch nicht seine Frau. Mindestens 1,7 Millionen Menschen kamen um, bevor nach drei Jahren, acht Monaten und zwanzig Tagen Ende 1978 die Vietnamesen einmarschierten und die Roten Khmer in die Wälder vertrieben. Ein Fünftel der Bevölkerung verhungerte, wurde durch Krankheit dahingerafft, erschlagen und erschossen. Wenn Doktor Math davon berichtet, versagen ihm die Worte. „Das kann man nicht beschreiben“, sagt er dann.

In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war Kambodscha Reis-Exporteur. Sein Pfeffer und sein Kautschuk gehörten zu den besten der Welt. Seine Entwicklungschancen waren so gut wie die von Thailand oder Malaysia. Nach den Roten Khmer war Kambodscha nichts. Seine Straßen und Städte waren zerfallen, seine Äcker zerstört, seine Eliten ausgelöscht. Ganze 19 Ärzte hatten das Schlachten überlebt. Ingenieure, Lehrer, Apotheker, Richter, Architekten – es gab sie kaum noch.

Die Intellektuellen, die Profis, die Fachkräfte Kambodschas waren ausgerottet. Die Roten Khmer führten einen Guerilla-Krieg gegen die vietnamesisch beherrschte Regierung in Phnom Penh. Die Welt aber schaute zu. Erst 1992, drei Jahre nach dem Abzug Vietnams und ein paar Monate nach Friedensverhandlungen in Paris, kamen die Vereinten Nationen, die Weltbank, die staatlichen Entwicklungsorganisationen und die privaten Helfer.

Sie kamen, um Vater und Mutter Kambodschas zu sein. Ihre Wiederaufbauprogramme ließen praktisch keinen Sektor aus, von der Infrastruktur bis zur Verwaltung, vom Schulsystem bis zum Gesundheitswesen. Sie brachten UN-Soldaten, die für Frieden sorgten, und eine Art Demokratie, die eine erste Parlamentswahl ermöglichte. Erst 1998 streckten auch die letzten Roten Khmer die Waffen. „Aber ohne das Ausland“, sagt Doktor Math, „hätten sich die verfeindeten Brüder niemals die Hand gereicht.“

Das findet auch Sok Chenda. Sok, einer der Wirtschaftsberater von Staatspräsident Hun Sen, sagt aber auch, dass Kambodscha „heute eine 52-Prozent-Nation“ sei. Das Ausland habe den verfeindeten Brüdern Werkzeuge an die Hand gegeben. Es habe geholfen, die Institutionen aufzubauen, die ein Staat und eine Wirtschaft benötigten. Aber noch funktionierten diese Institutionen nur zur Hälfte, noch fehlten die Menschen mit Wissen und Bildung. Sok hat seine gesamte Familie an die Roten Khmer verloren. „Noch“, sagt er, „besitzt Kambodscha kein solides Fundament.“

Im Gebäude der Vereinten Nationen an der Pasteur-Straße in Phnom Penh kann man die Statistiken einsehen, die über die Brüchigkeit Kambodschas Aufschluss geben. 40 Prozent der Frauen und 20 Prozent der Männer sind Analphabeten. Nur jedes achte Kind bleibt

länger als vier Jahre in der Schule. Gerade einmal 16 Prozent aller Straßen sind geteert, nur ein Drittel der Kambodschaner hat Zugang zu sauberem Wasser, nur 15 Prozent haben einen Stromanschluss. Neun Zehntel der Kulturfläche des Landes sind Reisfelder mit geringen Erträgen. Weil aus 30 Jahren Bürgerkrieg fünf Millionen Minen übrig geblieben sind und weil diese Minen noch immer explodieren, gibt es in Kambodscha relativ zur Bevölkerung so viele Krüppel wie sonst nirgendwo auf der Welt. Das Pro-Kopf-Einkommen der heute etwa 12,7 Millionen Einwohner liegt bei unter 280 Dollar im Jahr, ein Drittel der Kambodschaner gilt als völlig verarmt.

Entwicklung benötige Zeit, viel Zeit, sagt Dominique McAdams, die Chefin der UN-Vertretung. Sie sagt freilich auch, dass dem Land und seinem Volk *good governance* fehlten, nicht nur die Experten, deren Mangel Sok Chenda beklagt. Wörtlich übersetzt heißt *good governance* gutes Regieren. In Kambodscha meint es vor allem, dass Recht herrschen sollte, nicht das Geld und die damit verbundene Macht.

Die Szene wiederholt sich in ähnlicher Form täglich tausendfach: An einem Tisch in der Cafeteria vor der Ankunftshalle des Flughafens Phnom Penh sitzt ein gut gekleideter Mann, vor ihm liegen zwei Handys. Ein Zollbeamter tritt hinzu, setzt sich. Zuerst wandert unter dem Tisch ein Zettel von der einen Hand in die andere, dann ein Bündel Scheine.

Wie viel Geld in der Schattenwirtschaft der Korruption umgesetzt wird, weiß niemand. Aber allein durch den Schmuggel, der Kambodscha mit Waren aus dem Ausland überschwemmt, gehen dem Land Jahr für Jahr 300 Millionen Dollar Zolleinnahmen verloren – viel Geld bei einem jährlichen Sozialprodukt von etwas mehr als drei Milliarden.

Beides, Schmuggel und Korruption, behindern die wirtschaftliche Entwicklung. In einer Hafenkneipe in Sihanoukville im Süden hängen alte Werbeplakate von Nestlé, für Dosenmilch, Nescafé und Milchpulver. Noch in den neunziger Jahren war der Konzern in Kambodscha vertreten, inzwischen hat er das Land wieder verlassen. Wie andere große Auslandsfirmen ging er auch deshalb, weil Nestlé-Produkte, die über die poröse Grenze aus Thailand geschmuggelt werden, billiger waren als die Waren, die das Unternehmen im Land selbst herstellte.

Sihanoukville ist der einzige Hafen Kambodschas. Über ihn könnte zum Beispiel Reis exportiert werden. Weil aber an vielen Orten viele Hände aufgehoben werden, wird der Reis auf dem Weg nach Sihanoukville so teuer, dass sich sein Export nicht mehr rechnet. Zugleich bieten die Händler auf den Märkten und in den Läden der Hafenstadt nicht nur schottischen Whisky oder Kakao aus Holland an, sondern auch australischen Fruchtsaft oder Früchte, Zwiebeln und Karotten aus Vietnam – Produkte also, mit denen Kambodschaner selbst Geld verdienen könnten. Aber Geschäfte zu machen ist teuer. Die Polizei muss bezahlt werden, der Bürgermeister. „Selbst der kleinste Bauer“, sagt Steven Schonberger, Vize der Weltbank-Vertretung in Phnom Penh, „muss irgendeinen Beamten schon dafür bestechen, dass er überhaupt auf dem Markt verkaufen darf.“

„Raubtierkapitalismus“ herrsche in Kambodscha, „Wildwestmethoden“ bestimmten sein Wirtschaftsleben, sagen Entwicklungshelfer wie Martin Orth, der für die deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) seit Jahren im Land arbeitet. Vom Fortschritt profitieren überwiegend einige wenige Reiche; Polizisten, Lehrer und selbst Behördenleiter müssen dagegen mit Monatsgehältern von 20, 30 Dollar auskommen. Schon das ist ein Grund für die allgegenwärtige Korruption. Dazu versickert Staatsgeld in dunklen Kanälen, privates Kapital fließt in Grundstücke und Häuser, in illegale Geschäfte mit Diamanten, Drogen und Hölzern, in den Kinderhandel oder die Prostitution, in der 70000 kambodschanische Frauen arbeiten. Eigentlich könne es seiner Heimat viel besser

gehen, klagt Khaou Phallaboth, einer der wenigen Unternehmer, die es in Kambodscha gibt: „Aber dieses Land ist archaisch.“

Selbst dort, wo eine Branche einigermaßen sauber wächst, profitieren nicht in erster Linie die Kambodschaner selbst. 800000 Reisende kamen 2002 nach Kambodscha, Tourismus ist der am stärksten expandierende Wirtschaftszweig. Einheimische Kräfte machen allerdings ganz überwiegend die einfachen Arbeiten. Wo Expertise gefragt ist, gewinnen in der Regel Investoren aus dem Ausland, vor allem aus Thailand. Nur fünf Prozent des im Tourismus verdienten Geldes verbleibt in Kambodscha.

Ähnlich ist es im Textilsektor, der einzigen Branche, in der im Land ansässige Firmen in Übersee nennenswert Geld verdienen. Seitdem die USA 1996 ihre Grenzen für kambodschanische Hemden, Hosen und T-Shirts öffneten, haben sich rund um Phnom Penh etwa 200 Unternehmen angesiedelt. Sie arbeiten für Nike oder Ralph Lauren und beschäftigen 190000 Menschen. Aber neun von zehn Betrieben werden von Ausländern geleitet. Die Hoffnung, dass rund um ihre Fabriken auch eine einheimische Textilindustrie entstehen würde, hat sich nicht erfüllt. „Es gibt nicht genügend kambodschanische Unternehmer, die das können“, sagt Van Sou Ieng, der Chef des Branchenverbands GMAC.

Nicht nur Korruption also: Wieder wirkt nach, was die Mörder Pol Pots in Gang setzten. Das Land habe die 40-, 50-Jährigen nicht, die heute ein Unternehmen führen könnten, sagt Thomas Engelhard, der örtliche Chef der GTZ. Gleichzeitig besitze es in den Ministerien, den Provinzen oder den Stadtverwaltungen nicht genügend Personal, das beim Aufbau einer Klein- und Mittelindustrie helfen würde. Das gilt bisher selbst dort, wo das an natürlichen Ressourcen reiche Kambodscha seine besten Chancen hätte, der Landwirtschaft. Agrobusiness, die Weiterverarbeitung von Fisch oder Früchten, sei ein Sektor mit großer Zukunft, findet Sok Chenda. Befragt, wo die Entwicklung dieses Sektors auf einer Skala zwischen A und Z denn heute stünde, antwortet er freilich: „Bei A.“

Liegt das wirklich nur an den fehlenden Experten? Nur an der Korruption und einer schlechten Regierung, die – so die Unternehmer Phallaboth und Van Sou Ieng – bislang mehr auf Machterhalt und persönlichen Profit geachtet habe als auf eine weitsichtige Wirtschaftspolitik? Eine schlüssige Strategie etwa für den Agrarsektor, in dem drei Viertel der arbeitenden Kambodschaner beschäftigt sind, fehle jedenfalls noch immer, sagt der GTZ-Mann Orth. Und selbst wenn die Startvoraussetzungen für Kambodscha ungleich schwerer waren: Der Unterschied zum kommunistisch straff regierten, aber ebenso marktwirtschaftlich orientierten Nachbarn Vietnam ist eklatant. Dort wird mehr Geld für die Bildung und Ausbildung ausgegeben, dort fahren die Bauern nicht nur einmal im Jahr ihre Reisernte ein, sondern dreimal. Aus Vietnam werden heute Kaffee, Pfeffer oder Kautschuk exportiert. Das Land ist so weit vorangekommen, dass DaimlerChrysler in der Nähe von Saigon Mercedes-Limousinen montieren lässt. Dabei lagen Vietnam und Kambodscha 1993 im Pro-Kopf-Einkommen noch gleichauf. Heute verdient ein Vietnameser durchschnittlich 400 Dollar im Jahr, 120 mehr als sein kambodschanischer Nachbar.

Aber der Regierung, der Korruption oder der Vergangenheit allein die Schuld zu geben reicht nicht. Schließlich, meint etwa Chea Vannath, Soziologin und Leiterin der Bürgerrechtsorganisation CSD in Phnom Penh, „wurde die Regierung vom Ausland beraten und finanziert“. Internationale Geber bezahlen die Hälfte des Staatshaushalts und 80 Prozent aller staatlichen Investitionen. Regelmäßig kommen ihre Vertreter und einheimische Minister zusammen, um über den Einsatz dieser Mittel zu diskutieren – und über die Bedingungen, an die der Geldfluss geknüpft wird. Gut möglich, vermuten heute ausländischen Helfer, dass manche dieser Bedingungen nicht immer die richtigen waren.

Kritisiert wird vor allem, dass die UN, die Weltbank und die anderen großen Entwicklungsorganisationen zu zentralistisch dächten. Zu lange hätten sie dazu tendiert, „große theoretische Projekte zu entwerfen, die sich überwiegend an die oberste politische Ebene richten“, sagt der Leiter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Phnom Penh, Peter Köppinger. Dagegen seien die lokale Entwicklung, die Schaffung funktionierender staatlicher Strukturen in den Städten und Regionen und die Ausbildung von Fachbeamten oder Lehrern, von Juristen oder Polizisten sträflich vernachlässigt worden. „Von den lokalen Problemen des Landes“, so die bitterböse Kritik Köppingers am entwicklungspolitischen Teil der UN-Arbeit, „verstehen die UN nur wenig.“

Von Anfang an beharrten die westlichen Geber auch auf Parteien-Pluralismus und „fairen und freien“ landesweiten Wahlen als Voraussetzung für ihre Hilfe. Die erste Abstimmung über Bürgermeister und Dorfvorsteher gab es dagegen erst im Winter 2002. Wahrscheinlich wäre es für die Zukunft Kambodschas umgekehrt besser gewesen. „Politische und wirtschaftliche Entwicklung muss unten beginnen“, findet Martin Orth. „Demokratie muss für die Menschen erfahrbar sein“, sagt Peter Köppinger. „Vielleicht“, resümiert an der Pasteur-Straße in Phnom Penh der stellvertretende Leiter der UN-Mission, Ladislaus Abwooli, „vielleicht waren wir ja manchmal zu überzeugt von dem, was wir tun.“

Am Sonntag wird sich Kambodschas Bevölkerung wieder in Demokratie üben können. Wieder hat ihr das Ausland gesagt, dass die Wahlen zum nationalen Parlament über ihre Zukunft mitentscheiden, und wieder haben die westlichen Geber „Fairness“ und „Offenheit“ zur Bedingung dafür gemacht, dass künftig jährlich einige hundert Millionen Dollar ins Land kommen. Dabei ergab eine Umfrage der Asia Foundation, dass zwei Drittel der mit dem täglichen Überlebenskampf vollauf beschäftigten Kambodschaner nicht wissen, wozu ein nationales Parlament eigentlich dient. Und niemand in Phnom Penh rechnet wirklich damit, dass nach den Wahlen ein Machtwechsel ansteht. Hun Sen, der schon seit 1982 über Kambodscha regiert, wird also auch weiterhin der Präsident des Landes bleiben.

Er wird auch weiter Geld bekommen. Gerade mal zehn Jahre habe der Westen in seine Heimat investiert, da könne er das Land nicht schon wieder verlassen, sagt Wirtschaftsberater Sok Chenda. Thomas Engelhard von der GTZ vergleicht die Millionen, die nach Kambodscha fließen, mit den Milliarden, die jährlich vom West- in den Ostteil Deutschlands transferiert werden. Und in der UN-Vertretung meint Dominique McAdams, dass der Bau einer Nation in Europa schließlich „Hunderte Jahre benötigt“ habe. „Machen wir uns nichts vor“, fügt sie hinzu: „So etwas geht nicht von heute auf morgen.“

Die Konsequenz aus dieser Einsicht ist ernüchternd: Wer ein zerrüttetes Land wieder auf die Beine stellen will, muss in Generationen, nicht in Jahren denken. Allen Unterschieden zum Trotz gilt das für Kambodscha ebenso wie für Afghanistan oder den Irak. Entwicklung, sagt Peter Köppinger, sei eben ein mühsames Geschäft.

Dabei hat Köppinger, der in Phnom Penh als einer der besten Kenner Kambodschas gilt, schon vor einiger Zeit eine Vision für das Land entworfen. Nüchtern und realistisch, wie er ist, hat er sie auf das Jahr 2050 datiert. Mitte des Jahrhunderts wird Kambodscha danach eine prosperierende Nation sein. Weil es fruchtbare Böden und ein gutes Klima hat, wird das Land die Welt mit Früchten oder Fisch versorgen. Seine zentrale Lage zwischen Südchina, Thailand, Vietnam und Malaysia wird es zu einem Zentrum des Handels in einer wichtigen Wachstumsregion Asiens machen, seine Hauptstadt wird Sitz großer Unternehmen auch aus dem Finanz- und High-Tech-Sektor sein. Seine Menschen sind gebildet und ausgebildet, seine Vergangenheit ist wirklich vergangen, seine Gegenwart längst überwunden.

2050 ist weit weg. Aber auf dem Weg dorthin wird jene Generation in Kambodscha das Sagen haben, die nicht mehr die Gräueltaten der Roten Khmer erlebte und nicht mehr den Hunger, der das Land bis weit in die neunziger Jahre in seinen Krallen hatte. Sie kann nutzen, was ihr die Moderne bietet. Internet-Cafés gibt es auch in Phnom Penh heute an fast jeder Straßenecke, überall werden Computerkurse angeboten. Aus zahllosen Häusern, selbst aus den Seitengebäuden der reich geschmückten buddhistischen Tempel, dringen am frühen Abend die Stimmen der Schüler, die in Sprachschulen Englisch lernen. Die Wissbegierde jener, die nach Pol Pot aufwuchsen, sei einfach phänomenal, sagt Peter Köppinger.

Am Nachmittag vor der Fahrt nach Phnom Penh hatte Doktor Math in der Bibliothek seiner Pfleger- und Hebammenschule gestanden, und die Augen des groß gewachsenen Mannes leuchteten. In der Bibliothek gab es vielleicht ein Zehntel der Bücher, mit denen in Deutschland Schwesternschüler lernen können. Aber Math erinnerte sich an 1979, als er vorübergehend Leiter einer Volksschule wurde, weil es sonst kaum Lehrer gab. Damals habe er zwei Bücher gehabt, für sich und für alle Schüler.

Er führte dann durch die kargen Klassenzimmer und berichtete, dass jährlich zwischen 60 und 80 ausgebildete Pfleger, Hebammen und Krankenschwestern die Schule verlassen, was natürlich viel zu wenig sei, aber immerhin. Er sagte, dass seine 18-, 19-jährigen Schützlinge an Kambodschas Vergangenheit kaum Interesse hätten, sondern nur nach vorn schauten, aber das sei gut so. Am Ende des Rundgangs zeigte er die Wohnheime einiger Schüler. Sie waren von den künftigen Pflegern und Krankenschwestern roh zusammengezimmerte Holzhütten, die auf Pfählen in einem sumpfigen Teil des Schulgeländes standen. Hier lernten die Jungen und Mädchen, lachte Doktor Math. Auch abends, natürlich. Dann eben bei Kerzenschein.